

# THEOLOGISCHE REVUE

116. Jahrgang

– Juni 2020 –

---

**Bader, Günter: Lesekunst.** Eine Theologie des Lesens. – Tübingen: Mohr Siebeck 2019. (XV) 580 S. (Hermeneutische Untersuchungen zur Theologie, 76), Ln. € 129,00 ISBN: 978-3-16-156857-2

Mit seinem magistralen Werk *Lesekunst. Eine Theologie des Lesens* legt der evangelische systematische Theologe Günter Bader den Abschluss einer Trilogie vor, die er mit den beiden Bänden *Die Emergenz des Namens* (2006) und *Psalterspiel* (2009) eröffnet hat. Beide traditionsreichen Themenbereiche – die Heiligung des Namens Gottes sowie die Theologie des Psalters – sind auch in diesem neuen Werk präsent, treten aber gegenüber erkenntnistheoretischen und hermeneutischen Fragestellungen in den Hintergrund.

Für die argumentative Entwicklung des Gedankengangs leitend ist die ebenso voraussetzungs- wie folgenreiche These, die gleich zu Beginn exponiert wird: „Die Theologie in dem Sinne, in welchem das Wort hier immer genommen wird, sei eine Wissenschaft, zu der es vor allen Dingen des Lesens bedarf, und zwar nicht nur so, dass deren schon bestehende Teile zu einem Ganzen verbunden werden *durch* Lesen, sondern auch so, dass sie als ganze, als Theologie, *im* Lesen allererst entsteht.“ (1) Voraussetzungsreich ist diese These, weil Theologie als wissenschaftliche Disziplin verstanden wird, die in die Diskurse anderer Wissenschaften eingeschrieben werden soll; folgenreich ist die These, insofern der für das Buch zentrale Begriff „Lesen“ in seiner Mehrdimensionalität zu Beginn bereits angedeutet und am Ende des Buches summarisch aufgelistet wird: „Es gibt lautes und leises, mantisches und semantisches, einsames und gemeinschaftliches, schnelles und langsames, lineares und diagonales, instrumentales und mediales, wildes und domestiziertes, extensives und intensives, marginales und institutionalisiertes, ältestes und jüngstes Lesen. Einerlei ob so oder anders, gelesen wird immer.“ (491) Um dieser komplexen Kunst des Lesens sowie dessen theologischen Implikationen gerecht zu werden, entwickelt B. seinen Argumentationsgang in insgesamt zehn Paragraphen, deren kunstvolle Komposition an den jeweiligen Gelenkstellen erläutert werden.

In dem einleitenden § 1 entfaltet B. eine „Theologie des Lesens“, die zugleich der eigenen geistesgeschichtlichen Situierung dient. Wie weit gespannt der Bogen der intendierten Lesetheologie ist, wird durch den theologiehistorischen Rückgriff auf die Wende vom 12. zum 13. Jh. deutlich, die durch einen Paradigmenwechsel von der monastischen zur scholastischen Theologie markiert sei. Im Unterschied zu Thomas von Aquin und der mit ihm einsetzenden Scholastik habe Hugo von St. Viktor in seinem *Didascalion – de studio legendi* eine Lesetheologie initiiert, deren „entsprechende Besinnung unter Bedingungen scholastischer Engführung“ (30) noch ausstehe. Wenn sich B. der Aufgabe widmet, eine „Lesetheologie unter Bedingungen von Modernität“ (378) darzulegen, schreitet er den historischen Horizont von Hugo von St. Viktor über Johann Gottfried Herder und die Frühromantiker

bis hin zu Klaas Huizing und Ivan Illich ab. Die Grenzen und Krisenhaftigkeit des Lesens in Zeiten des *digital turn* werden dabei zu Indikatoren für die Grenzen und Krisenhaftigkeit von Theologie: „Mit der Schwäche des Lesens schwächt auch die Theologie, mit seiner Krise kriselt auch sie.“ (30) Die vorgelegte Theologie des Lesens empfiehlt sich somit zugleich als Remedium zur Überwindung eines Abbruchs der Theologietradition.

Grundlegend für ein Verständnis der entfalteten Lesetheologie ist die kunstvolle Komposition der Kap., die in detailreichen Einzelstudien und Relektüren vorgetragen werden. Nach dem einleitenden Kap. folgen acht Kap., die der Form nach streng symmetrisch und dem Inhalt nach streng asymmetrisch konzipiert sind, bevor ein Schlusskap. über die „Lesekunst“ (§ 10) das Buch beendet. Die mittleren Kap., die jeweils von kleineren zu größeren Einheiten voranschreiten, bilden die folgenden zwei Dreierreihen: „Buchstabe und Laut“ (§ 2), „Schrift und Sprache“ (§ 3) und „Text und Rede“ (§ 4) sowie „Literatur und Liturgie“ (§ 6), „Buch und Leben“ (§ 7) und „Heilige Schrift und Psalter“ (§ 8). Beide Dreierreihen, die „vom gegenständlichen Lesen“ (182) geprägt sind, laufen auf je ein selbstreflexives Zwischenfazit zu, das im ersten Fall den Lesevorgang im wörtlichen und metaphorischen Sinn unterscheidet (§ 5 „Lesen und Lesen“) und im zweiten Fall die Grunddifferenz zwischen „Lesen und Nicht-Lesen“ (§ 9) thematisiert. Wie wichtig B. diese argumentative Struktur ist, wird anhand der Wiederholungen ersichtlich, mit denen diese Komposition immer wieder vor Augen geführt wird. Dabei zeigt sich, dass das Buch selbst nicht nur vom Lesen handelt, sondern selbst als gelesenes Werk den Prozess des eigenen Entstehens reflektiert. Bemerkenswert an diesem sowohl produktions- als auch rezeptionsästhetischen Vorgehen, das nicht nur das Lesen, sondern immer auch das Sprechen und Schreiben als Rückseite des Lesens in den Blick nimmt, ist die präzise und unaufhörliche Reflexion des eigenen Tuns.

Für das Gesamtverständnis des Buches ist eine Fußnote höchst aufschlussreich, die nicht nur rein quantitativ aus dem Rahmen fällt; die Anmerkung ist zudem im Zentrum des Buches platziert, im Kontext der „Metaphorisierungen des Lesens“ (§ 5.4) und markiert somit exakt den „Übergang vom literalen zum metaphorischen Lesen“, den B. als „Scharnier der Lesekunst“ (225) verstanden wissen will. Diese mit Abstand umfangreichste Fußnote fungiert, wie es am Ende des Buches heißt, als „spitzestes Paradigma“ der angestrebten „Theologie des Lesens“ (473) und thematisiert den Ausspruch „Moriar ne moriar“, den B. „im zehnten Deckenemblem des Kreuzgangs des Augustiner-Chorherrenstifts Wettenhausen, vor dem Eingang der Gruft“ aufgefunden hat (237) und belesen hinsichtlich geistesgeschichtlicher Parallelen (Augustinus, Euripides, Platon etc.) erhellt; er übersetzt den Satz einmal: „Ja sterben, um nicht zu sterben“ (237) und dann: „Sterben muss ich, um nicht sterben zu müssen“ (238). Das Sterben, genauer: die Sterblichkeit erscheint in der Fußnote, die sich als „Text im Text“ (142) lesen lässt, als Bedingung der Möglichkeit für Leben. An diesem Beispiel des Umschlags vom Sterben zum Nicht-Sterben wird ein Wesenszug des Buches erkennbar, jede Form von Einseitigkeit und „Monothematik“ zu meiden (524).

Multiperspektivität und Differenzierung sind charakteristisch für das Buch, insofern unentwegt Diskurse aus der Linguistik, Phonologie, Psychologie, Neurologie und Philosophie aufgegriffen und produktiv fortgeführt werden. Dass diese Lektüren und Relektüren theologisch relevant sind, entspricht der eingangs genannten These, dass Theologie im Lesen – explizit oder implizit, intendiert oder nicht – zum Vorschein kommt. „Gott ist zwar auch eine Sache der Geschlossenheit der Texte, weil Texte überhaupt nur als geschlossene so etwas wie Textualität und Literalität gewinnen; sie ist aber noch viel mehr eine Sache der Öffnung, und zwar nicht nur einer

solchen zu anderen Texten, sondern als Aufgang einer anderen Welt.“ (168) In diesem Verständnis einer offenen Theologie besteht die Offenbarungstheologische Grundthese des Buches. Daher kehrt am Ende als einziger Satz, dessen Kontextualisierungen jedoch zeigen, dass er eine unendliche Fülle neuer Sätze und Gegensätze produziert und provoziert, die These wieder: „Lectio facit theologum.“ (524–527)

Das vorgelegte Buch dürfte nicht zu Unrecht als *opus magnum* wahrgenommen werden, zumal sich B. einerseits durch historischen Weitblick, etymologische Tiefenschärfe und philologische Akribie sowie andererseits durch eigene sprachliche Sensibilität auszeichnet. Was B. dem ersten Lesetheologen Hugo von St. Viktor attestiert hat, gilt daher mit gleichem Recht auch für B. selbst: ein „Solitär“ (24) zu sein. Dabei mag den einen als maniert erscheinen, was andere als lebendige Fortführung poetischer oder gar mystischer Theologie werten; und wer bei all den logischen und ästhetischen Überlegungen die – angedeuteten – ethischen und politischen Konsequenzen vermissen sollte, wird durch das Buch zur Selbstreflexion der eigenen Existenz angehalten und animiert, die Zeichen der Zeit lesen zu lernen – getreu dem letzten Epigramm im *Cherubinischen Wandersmann*, das B. im Ausgang seines Buchs zitiert: „Im fall du mehr wilt lesen / So geh und werde selbst die Schrift und selbst das Wesen.“ (478)

#### Über den Autor:

René Dausner, Dr., Professor für Systematische Theologie am Institut für Katholische Theologie der Universität Hildesheim (rene.dausner@uni-hildesheim.de)